

Predigt über CA7, Reformationstag 2025 in Holtenau

In Artikel 7 des Augsburger Bekenntnisses von 1530 heißt es „Von der Kirche“:

Es wird auch gelehrt, daß allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muß, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden.

Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche, daß das Evangelium einträchtig im reinen Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden.

Und es ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, daß überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten Zeremonien eingehalten werden, wie Paulus sagt: „Ein Leib und ein Geist, wie ihr berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Eph 4,4.5).

Liebe Gemeinde,

wir neigen leicht dazu, die Bewegung der Reformation im 16. Jahrhundert als eine Bewegung der Befreiung zu feiern: Freiheit von verkrusteten kirchlichen Strukturen, Freiheit von allerlei Abhängigkeiten, Freiheit des Geistes. All das hat seine Berechtigung und immer, wenn ich mich näher mit diesen Anfängen unserer Kirche beschäftige, merke ich, wie glücklich, ja stolz ich bin, Lutheraner zu sein.

Dabei dürfen wir aber eines nicht übersehen: Die Reformationsbewegung brachte nicht nur Freiheit mit sich, sondern auch ganz viel Verunsicherung. Und damit meine nicht nur die mit der Reformation verbundenen politischen Unruhen, nicht nur den Ansturm auf kirchlichen Kunstwerke besonders im Norden Deutschlands. Sondern vor allem die innere Verunsicherung von Menschen, die eine ganze Weile nicht mehr wussten, wem sie glauben und wie sie glauben sollten. Jahrhundertealte Gewissheiten waren doch ins Wanken geraten und bis eine neue Sicherheit entstand, sollte es noch eine ganze Weile dauern. Die Reformation brachte die Mauern der schönen alten Kathedrale des Katholizismus ins Wanken, aber ein neues Gebäude war noch nicht in Sicht. Kein Wunder, dass Menschen verunsichert waren!

Der Reichstag in Augsburg 1530 sollte ein wenig Klarheit in die unübersichtliche Situation bringen. Altgläubige und Reformatoren wurden aufgefordert, für den Kaiser einmal ihre grundlegenden Positionen aufzuschreiben. Es gab zunächst die Idee, die Kompromisslinien auszuloten. Und so verfasste der Wittenberger Professor Philipp Melanchthon zusammen mit seinen Mitarbeitern also 28 Artikel, die unter dem Namen *Confessio Augustana* bekannt sind: das Augsburger Bekenntnis.

Den siebten Artikel daraus hat Frau S. uns vorgelesen; er beantwortet die Frage, was die Kirche zur Kirche macht. Ich gebe es frei wieder: Überall dort, wo Christinnen und Christen sich versammeln, überall dort, wo das Evangelium zur Sprache kommt, wo Taufe und Abendmahl gefeiert werden, ist Kirche. Ob überall die gleiche Liturgie im Gottesdienst verwendet wird, ist unerheblich. Alle äußeren Formen und Strukturen sind nebensächlich. Wo Menschen ihren christlichen Glauben leben und feiern, ist Kirche.

Melanchthon fokussiert die Kirche also auf ihren Auftrag, das finde ich großartig. Kaiser Karl und die altgläubigen Stände waren nicht so begeistert wie ich. Aber das ist eine andere Geschichte. Für mich ist das in aller Verunsicherung, wie es mit der Kirche weitergehen kann, der ganz entscheidende Impuls: Dass wir uns immer wieder auf unseren Auftrag fokussieren und dabei alle äußeren Strukturen nicht so wichtig nehmen.

Daran will ich anknüpfen, wenn ich Ihnen nun ein paar Gedanken weitergebe, die ich unserer Kieler Theologieprofessorin Uta Pohl-Patalong verdanke. Sie hat im vergangenen Jahr ein Buch veröffentlicht unter dem Titel „*Gemeinde gestalten – Wie die Zukunft vor Ort gelingen kann*“. Wieder einmal ein sehr kluges Buch von ihr, das ich allen nur zur Lektüre empfehlen kann.

Ich selbst bin in den 70er-Jahren in der Kieler Jakobi-Gemeinde sozialisiert worden. Das war eine wunderbare Zeit intensiv erlebter Gemeinschaft, mit einem Pastor, der sich ganz viel Zeit für uns nahm. Wir Jugendlichen, die wir rund um den Wilhelmplatz wohnten, trafen uns sonntags im Gottesdienst (obwohl der nicht wirklich unsere Sprache sprach). Aber da verabredeten wir uns dann für den Nachmittag zu einer Radtour oder zum Volleyballspiel hinter dem Gemeindehaus... – Jetzt höre ich auf, zu schwärmen, aber das hat mein inneres Bild von Kirche lange, lange geprägt.

Uta Pohl-Patalong reflektiert genau dieses Kirchenbild und zeigt auf, wie sich darin drei Zeitschichten miteinander verbunden haben:

Aus dem *Mittelalter* stammt die Idee einer Gemeinde als einer räumlichen Einheit: Alle Menschen, die innerhalb bestimmter Grenzen wohnen, gehören ihr an. Wer ein Dorf oder gar nur eine Straße weiter wohnt, gehört dann eben schon zur Nachbargemeinde, die sich inhaltlich nicht unterscheidet, sondern einfach nur geographisch.

Mit der *Industrialisierung* beginnt eine zweite Zeitschicht: Als Gegenpol zur Anonymisierung der Städte bekommt der Pastor eine zentrale Funktion in der Gemeinde. Möglichst alle Menschen in der Gemeinde sollen den Pastor persönlich kennen (und umgekehrt). Er hält alle Fäden des Gemeindelebens in der Hand. – ich spreche jetzt nur von Männern, weil es zu der Zeit noch keine Pastorinnen gab.

Dazu kommt dann in den *70-er Jahren* die dritte Zeitschicht, von der ich eben schon sprach: Jede Kirchengemeinde soll nach Möglichkeit für alle Gemeindeglieder Angebote bieten – von der Wiege bis zur Bahre: von Kindergottesdienst, Jungschar- und Jugendgruppen über Gesprächskreise für Erwachsene bis zur Seniorenarbeit. Das ist auch die Hoch-Zeit kirchlicher Berufsgruppen wie Diakoninnen, Gemeindereferenten, Kirchenmusiker usw. Es war Geld da und man konnte richtig was auf die Beine stellen.

In meinem verinnerlichten Kirchenbild – das macht mir Uta Pohl-Patalong so deutlich – haben sich drei Zeitschichten übereinander gelegt, die ganz unterschiedlichen Ursprungs sind. Mit diesem Bild bin ich 1992 in den Pastorenberuf gestartet und eine Weile ganz gut damit zurecht gekommen. In den vergangen Jahren habe ich mehr und mehr gespürt, dass es so nicht mehr funktioniert, dass ich aufhören muss, mich an diesem Bild abzuarbeiten. Damit ist ein Stück Frustration verbunden, aber auch Trauer: Ich merke, ich muss mich von etwas verabschieden, was mir lange sehr wertvoll war.

Das Buch von Uta Pohl-Patalong ist deshalb für mich auch so etwas wie eine Befreiung. Denn sie beschreibt so eindrücklich, was passiert, wenn wir versuchen, unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und mit deutlich weniger Ressourcen an dem alten Bild festzuhalten. Da versucht man also zunächst, in einem größeren Rahmen so weiterzumachen, wie bisher. Da bildet man eine Region mit der Nachbargemeinde oder fusioniert sogar. Es wird also eigentlich nur die Außengrenze erweitert. Aber weil der Flächenaspekt so wichtig erscheint, richtet man reflexartig wieder Seelsorgebezirke ein und nimmt auch gleich den Aspekt der pastoralen Zuständigkeit mit hinüber: In jedem Bezirk soll eine Pfarrperson ansprechbar und als Integrationsfigur zuständig sein. Und am liebsten soll es auch inhaltlich alles so bleiben: der gleiche Gottesdienst in jedem Bezirk und das volle Programm von der Wiege bis zur Bahre.

Wenn ich das jetzt ein wenig ironisch formuliert habe, dann liegt es daran, dass ich ja selbst zeitweise genau diesem Gedanken erlegen bin, man könne unter einem neuen, größeren Dach einfach weitermachen wie bisher.

Uta Pohl-Patalong nennt dies die Strategie der Dehnung und warnt gleich von drei Gefahren: Zunächst einmal führt es die Haupt- und Ehrenamtlichen unweigerlich in die Überlastung. Ich saß am Mittwoch mit jungen Pastorinnen und Pastoren zusammen, die alle vor einem halben Jahr in ihren Gemeinden angefangen haben. Sie beschrieben mir einhellig, wie sie mit Erwartungen konfrontiert werden, sie sollten möglichst den Zustand wieder herstellen, den die Kirchenvorsteher aus ihren jungen Jahren erinnern. Daran kann man nur kaputt gehen. Und wenn das die Erwartungen der Gemeinden sind, werden wir vermutlich bald niemanden mehr für den Pfarrberuf finden.

Die zweite mit der Strategie der Dehnung verbundene Gefahr ist, dass das ganze System kollabiert. Wenn eine Pfarrperson für 12 Gemeinden und 19 Predigtstellen zuständig ist wie in manchen Gegendien Ostdeutschlands, schreibt Pohl-Patalong, dann seien das „*kaum gute Rahmenbedingungen dafür, Evangelium lebensnah zu kommunizieren und Menschen für die Kirche zu begeistern.*“ Da lassen sich die Aspekte Flächendeckung, persönlicher Kontakt und breites Angebotsspektrum nicht mehr aufrecht erhalten.

Das dritte mit der Strategie der Dehnung verbundene Problem ist im Grunde noch dramatischer: Man fährt nämlich darin fort, einen großen Teil der ohnehin knapper gewordenen Ressourcen – pastorale Arbeitskraft, Dienst von Mitarbeitenden, Gebäude – dafür einzusetzen, die 10% der Gemeindeglieder zu bedienen, die traditionell von kirchlichen Angeboten angesprochen werden. Aber wenn Kirche eine Zukunft haben will, muss sie viel mehr Energie dafür aufwenden, gerade die anderen 90% zu erreichen – mit neuen Formen, mit einer ganz anderen Sprache: Pop-up-church, Wohnzimmerkirche und Freundinnen-Gottesdienst und was sich immer Sie da jetzt einsetzen wollen, dürfen nicht als Hobby nebenher verstanden werden, wenn Pastorinnen und Pastoren gerade mal Zeit dafür haben. Sondern als kirchliche Kernaufgabe, die gleichwertig ist zu jedem Bibelkreis und jedem klassischen Gottesdienst.

Sollen wir nun also noch mehr tun? Ist das nicht schon wieder ein Weg in die Überforderung? Keineswegs! Wenn wir lernen, mit den drei Aspekten, die unser inneres Kirchenbild bestimmen, leichter umzugehen:

Wenn wir uns davon lösen, Gemeinden durch räumliche Grenzen zu definieren, dann können wir uns freuen, wenn z.B. Frauen über das Frauenwerk gewissermaßen eine eigene Gemeinde bilden. In den Freikirchen oder in unserer Nachbargemeinde, der Apostelgemeinde, funktioniert es doch genau so: Da kommen aus der ganzen Stadt Menschen zusammen, die quasi religiös die gleiche Sprache sprechen. Ist doch wunderbar! Und durch und durch reformatorisch, wenn wir noch mal an den 7. Artikel der *Confessio Augustana* denken. Überall da ist Kirche.

Wenn wir uns davon lösen, Pfarrpersonen und andere Hauptamtliche als entscheidende Integrationsfiguren gemeindlichen Lebens zu verstehen, sondern viel mehr auf die Kraft der Ehrenamtlichen vertrauen, dann sind wir ganz und gar im Sinne der Reformation unterwegs. Wir sind gemeinsam Kirche und alle sind darin gleich wichtig.

Und schließlich: Wenn wir uns davon lösen, es müsse überall das ‚volle Programm‘ geben – in jeder Gemeinde, am besten sogar in jedem Bezirk der Gemeinde –, dann werden wir frei, je nach unseren Kräften das zu tun, was gerade dran ist. Exemplarisch und in dem Vertrauen, dass andere Gemeinden andere Dinge anbieten.

Es geht uns heute in gewisser Weise ähnlich wie den Menschen vor 500 Jahren: Wir befinden uns mitten in einem dramatischen Umbruch und spüren, dass die alten Bilder, die uns lange Sicherheit gegeben haben, uns nicht in die Zukunft tragen werden. Und auch wir haben dann vielleicht das Gefühl, die alten Mauern seien ins Wanken geraten, ein neues Zuhause aber noch nicht in Sicht. Für mich ist das ein Abschiedsprozess, der weh tut. Und ich weiß, dass es Vielen ganz ähnlich geht.

In dieser Situation bedeutet das das Erbe der Reformation für mich aber: Wir fokussieren uns auf unsere Aufgabe: Wo immer Menschen ihren Glauben leben und feiern, da ist Kirche – ganz unabhängig von allen äußeren Strukturen. Wenn wir uns darauf immer wieder besinnen, mache ich mir überhaupt keine Sorgen um die Zukunft unserer Kirche. Und wenn wir in dieser Weise unsere reformatorische Tradition leben, mache ich mir auch keine Sorgen um meine wunderbaren jungen Kolleginnen und Kollegen hier in der Gemeinde oder um die aus meiner Supervisionsgruppe, die gerade ganz frisch mit dem Beruf angefangen haben. Amen.